

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 267.

Posen, den 20. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie schrak auf. Kälte rieselte ihr über die Haut. Was war das gewesen? Lag er irgendwo hilflos, in Todesnot und rief nach ihr? Oder — war er diese Nacht nach seiner unseligen Tat im Walde umhergeirrt und lag nun erstarrt unter dem tiefen Schnee? Was sollte sie tun? — Ach, sie war ja so machtlos! Zur Berggeisthaude hinüberlaufen und nach ihm fragen, konnte sie nicht. Und wenn sie es ohne Rücksicht auf ihren Zustand doch täte — oder wenn sie den Nachbar Schwedler bitten würde, es für sie zu tun, so müßte sie einen Grund für ihre plötzliche Sorge angeben, müßte von gestern abend sprechen. Nein, das ging nicht. Sie mußte versuchen, ruhig zu werden. Schließlich bildete sie sich wohl das alles nur ein. — Und sie zwang sich zurück zu ihrer Arbeit.

Aber nachdem das nötigste getan war, wurde es ihr doch wieder unheimlich, so allein in dem stillen Hause, und sie ging hinaus. Draußen empfing sie Wack mit freudigem Gebell. Fühlte solch ein Tier auch das Lasten der Einsamkeit, daß er sich stets so glücklich zeigte, wenn sie kam und sich mit ihm beschäftigte? — Auch die Ziegen im Stall, zu dessen Tür Stefan einen Weg gebahnt hatte, drehten medernd die Köpfe und ließen sich gern streicheln. Eine war weiß, die andere rehfarben; die braune trug ein Paar stolzer Hörner. Und beide hatten lichtgrüne Augen von sonderbar dreieckigem Schnitt, klar und kühl wie Wasser, in denen bei aller Zutraulichkeit doch der Funke des Verständnisses fehlte, der ihr aus den klugen Augen des Hundes oft entgegenleuchtete. —

Als Marie wieder vor dem Hause stand, kam ein merkwürdiges Reiterlein den Weg oder wenigstens da, wo sonst der Weg sein mochte, herauf. Der kleine, runde Nachbar Schwedler stapfte mühsam Schritt für Schritt heran, und auf seinen Schultern thronte mit „Hüh“ und „Hott“ die Dordel im feuerroten Käppel. Sie jauchzte und winkte, als sie Marie sah, und bearbeitete die Brust ihres geduldigen Reittieres nicht gerade sanft mit den kleinen Füßen. Aber die Füße steckten in weichen „Schuhdeln“, da war das nicht so schlimm.

„Brrrr,“ rief Dordel an der Haustür. Und „Boater“ blühte sich gehorham und ließ sie zu Boden gleiten, gleich in den Hausflur hinein. Wortkarg begrüßte er Marie. Er hatte sich erst sehr spät verheiratet, war erst Ende der Vierziger zu seiner Vaterrolle gekommen, in der er sich immer noch ein wenig geniert fühlte. Zu alt, um noch Kind mit dem Kinde zu sein, zu jung, um es — wie ein guter Großvater — wieder mit ihm zu werden, wußte er mit dem Dordel nicht viel anzufangen und sie auch nicht mit ihm. „Gieh od, Boater!“ sagte sie herzlos. „Heeme bringt mich Dunkel Stefan. Der is a fei—ines Happapferdel!“ — Und der Schwedler senkte den grauen Kopf und ging gekränkt davon.

Nun war Leben im Häusel, quirlendes, zwitschern-des Leben. Dordel schwakte; Dordel fragte, fragte nach allem Möglichen und Unmöglichen, — „ob das Christkindel hale käme,“ — „ob es ni an seine nackten Fissel fröre,“ — und „wo in dem grünen, grünen Himmel denn eigentlich sein Heiabettel stände“. Und sie baute ihre ganze bunte Kinderwelt im Mohnhäusel auf, und Marie hatte keine Zeit mehr, auf traurige Gedanken zu kommen. —

Stefan stand drüben jenseits des Waldes und blickte hinab. Weit — weithin dehnte sich das verschneite Land mit Vorbergen und Wäldern. Und dann schweifte sein Blick wieder empor zum Kamm des Gebirges. Wie herrlich war doch dieses Stück deutschen Landes, das ihm zur Heimat geworden war! — Gewiß, die Natur bot überall Schönes. Aber nicht jede Landschaft wäre ihm so rasch vertraut geworden. Herbst und Milde klangen hier harmonisch zusammen, und die großen, weiten Linien der Berge und Täler taten ihm wohl, wie das ernste, feierliche Lied der Glocken, das jetzt von drunten heraufkam und ihn mit dunklen Tonwellen umfloß. „O, Täler weit, o, Höhen!“ — Wie voll der Wunder war die Welt! Wer das Bild da vor ihm malen konnte!

Seine Schultern dehnten, seine Brust hob sich in einem tiefen, tiefen Atemzug. Aber es wurde ihm nicht leicht und frei zumute trotz der klaren, reinen Luft. Wenn er sich umwandte, sah er dort drüben vor dem Walde das tiefverschneite Dach der Berggeisthaude, unter dem ihn wohl eine schwere Stunde erwartete. Wie schwer sie werden sollte, ahnte er noch nicht.

Langsam nur kam er näher, denn die Straße stieg an. Es blieb ihm dabei Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Eine schöne Heimat war das hier. Und Paul Vogt war hier aufgewachsen, hatte bis zum Kriege hier gelebt. Er liebte seine „Heimte“. Das war ja selbstverständlich. Sie war das Letzte, das Einzige, was dem Ärmsten noch blieb. Und da wollte er ihm nun vorschlagen: „Wenn du hier dein hartes Schicksal nicht überwinden kannst,“ — (und das konnte er ja offenbar nicht,) — „dann geh' fort!“ Immer unsinniger, unmöglicher erschien ihm sein Vorhaben. Einen Augenblick schwankte er, ob er nicht lieber umkehren sollte. Aber dann richtete er sich straff auf. Nein! Etwas mußte nach den Vorgängen des gestrigen Abends geschehen! Nicht nur sein liebes Mohnhäusel war in Gefahr, — auch Marie, der solche Aufregungen jetzt ernstlich schaden konnten, und — das Kind. — Und war er schließlich nicht auch mitverantwortlich für den unseligen Menschen, der anscheinend immer tiefer in Haß und Wahn hineingeriet? Klar sollte es endlich zwischen ihnen werden. —

Im Hausflur traf er den Martin. „Kann ich Herrn Vogt sprechen?“

Der Schwachsinnige starrte ihn mit offenem Munde an.

„Herrn Paul Vogt,“ wiederholte Stefan.

„A Paule?“ Ohne ihm zu antworten, lief Martin die Treppe hinauf. Im ersten Stockwerk öffnete er eine Zimmertür. „Unten steht a Monn,“ meldete er kurz.

Seine Stiefmutter, die sich über das Bett gebeugt hatte, drehte sich um. „Der Duffter?“

„Nee, — ich gleeb', — ich gleeb', 's is der Viehm.“

Sie wurde noch blässer und fahler. Dann schob ihr das Blut ins Gesicht. Was wollte der hier? War das, was sie für Fieberphantasien gehalten hatte, doch Wahrheit? Hatte der Paule wirklich das Mohnhäusel angezündet? Aber dann hätte man doch einen Feuerschein sehen, Feuerlärm hören müssen. — Sie wandte sich nach dem Bett um. Der Paule hatte sich mühsam aufgerichtet und schüttelte sich in gräßlicher Angst. „Nee, nee od, — der — schlät mi — tot!“

Sie drückte ihn in die Kissen zurück. Ihre Hände waren hart wie Eisenklammern, obgleich sie es jetzt gut mit ihm meinte. „Bis od stille, Paule!“ Sie zog ihm das dicke Federbett über die Schultern herauf. „Der kommt ni rein zu dir!“

Aber da ging eine sonderbare Veränderung in ihm vor. Ich hab's getan, dachte er, — ja, ich ha' das Häusel angezünd't. Aber es war mei Recht, mei guttes Recht. Dafür tret' ich ein, was ich getan hab'. Er soll ni sagen können, daß ich un wär' feige. — Laß'n od kommen!“ sagte er heiser.

„Paule, das is ni dei Ernst.“

„Er soll kommen.“

Da ging sie hinaus und zog den Martin mit sich.

Paul Vogt lag und wartete. —

Es dauerte eine Weile, denn Wanda mußte Stefan Kaiser doch erst erzählen, was geschehen war. Gestern abend hatten ihr ein paar Gäste, die aus dem Heimweg begriffen gewesen waren, den Paule todkrank und halberstarrt ins Haus gebracht. Dicht an der Fahrstraße hatten sie ihn gefunden. Durch sein Stöhnen waren sie auf ihn aufmerksam geworden, sonst wäre er wohl zugezeichnet und erfroren. Er war ja oft im Walde umhergeirrt; wahrscheinlich war er bei einem seiner Anfälle gestürzt und hatte sich nicht mehr aufrichten können. Die ganze Nacht hatte er im Fieber gelegen. Jetzt war er aber bei Verstand.

Stefan hörte stumm zu. Er hatte sich abgewandt. Das Bohrende, Hungrige in Wanda Linkes Blicken, die sein Gesicht, seine Gestalt abtasteten, war ihm unangenehm. Er fragte nach dem Arzt. Ja, es war nach ihm telephoniert worden; er würde wohl bald kommen.

„Ob es Herrn Vogt zu sehr aufregt, wenn ich mit ihm spreche?“

„Nee, nee, kommen Sie nur!“

Nun war es doch gut, daß sie den Paule gestern abend in das schöne Zimmer im ersten Stod gelegt hatten. Ursprünglich war es nur vorgesehen, weil die Dachkammer, die er sonst mit dem Martin teilte, nicht heizbar war. So sah aber nun der Stefan wenigstens, wie gut sie ihren armen Bruder hielt. Im besten Zimmer lag er, im schönsten Bett. Ein Graf hatte schon darin übernachtet.

Dem armen Paule war das jetzt ganz gleich. Er lag eingeschnürt in den grausamen Panzer, den die Krankheit ihm um Brust und Rücken geschmiedet hatte, und den auch Wandas Essigumschläge nicht zu lockern vermochten. Sein Atem ging schwer und mühsam. Zuweilen quälte ihn stechender, fesselnder Hustenreiz im Halss, und er brachte doch den Husten nicht herauf, denn auch um den Hals lag ein enger Ring aus glühendem Eisen. Dazwischen übersehauerten ihn Kräfte, daß seine Zähne aufeinanderstießen. Seine Füße, die an der heißen Wärmtruhe lagen, waren wie Eis. Und in den Schläfen und in der Narbe stach das tickende Blut. — Die Gedanken jagten. Er kannte ja den Viehm noch gar nicht recht, hatte noch nie mit ihm gesprochen, ihn nur damals bei der Beerdigung von ferne gesehen und dann — in der Dämmerung —, als er mit dem Messer — kam der nun und wollte ihn zur Verantwortung ziehen? War das Häusel wirklich abgebrannt? Wukte der, wer das getan hatte? Und Marie? Saß sie draußen im Schnee und weinte — und fror, — fror, wie er jetzt. Su, war das kalt! Horch, sangen sie nicht? O, du fröhliche, o, du . . . Nee, nee, halt halt! Das war ja wieder — das Fieber. Das ging doch ni. Wack und klar

mußte er sein. Der Viehm kam. Dort — dorte war er schon!

Stefan trat an das Bett und blickte in fieberglänzende, angstgefüllte Augen. Alles, was sich naturgemäß an Feindschaft gegen Paul Vogt in seinem Herzen angesammelt hatte, schwand vor diesem Bild des Jammers. Du Armer! dachte er nur. „Grüß' Gott, Herr Vogt,“ sagte er warm.

Wanda schob ihm einen Stuhl an das Bett. Er setzte sich, denn es machte dem Kranken sichtbar Mühe, so hoch über sich zu blicken. „So lange hab' ich Sie schon besuchen wollen, um mich einmal mit Ihnen auszusprechen. Und nun sind Sie krank. Da wird es Ihnen schlecht passen. Da muß ich halt lieber ein andermal wiederkommen, gelt?“

Paul Vogt lag ganz still. Nur sein mühsamer Atem ging laut. Er grübelte. War das auch nur Fiebertraum, daß der da so freundlich tat, so, als wär' nichts geschehen? „Und — das — Häusel?“ fragte er endlich stockend. „Ist denn das — ni — abgebrannt?“

Stefan zögerte einen Augenblick. Er merkte, wie Wanda Linke gespannt aufhorchte. Er neigte sich vor. „Das Mohnhäusel?“ sagte er scheinbar verwundert. „Das steht doch noch wie vor.“

„Sieh od, Paule,“ rief Wanda erleichtert aus, „das hast du dir auch nur ei'm Fieber ei'geredt.“ Sie war jetzt ganz sicher, daß die Brandstiftung, von der er immer phantasiert hatte, ebensowenig Tatsache war, wie sein Aufstieg nach den Pferdekopfstainen, den er ja wirklich nur im Fieber erlebt hatte.

Paul schüttelte leise den Kopf und schlug die Augen nieder. Das war ni wahr! Er hatte es getan; das rebete ihm niemand aus. Aber warum sagte es der Viehm nicht? Vielleicht war nichts aus dem Brand geworden; das Stroh war ja so feucht gewesen. Oder sie hatten es noch rechtzeitig gemerkt — durch den Hund. — Aber der Mann da vor seinem Bett mußte Bescheid. Das fühlte er. Warum sagte er nichts? Wollte er ihn schonen? Warum? Weil er sah, daß es doch mit ihm zu Ende ging? Alle Furcht der Kreatur vor dem Tode befiel ihn plötzlich und preßte ihm das Herz zusammen. Aufhören? Nicht mehr da sein? Nein, nein, nein! Und wenn das Leben noch so traurig war — und so schwer — Ich, ich, ich will da sein! Atmen, fühlen, denken, hören, essen, trinken, schlafen, alles, alles! Ich, ich, ich. Die Furcht flammte auf — riesengroß — und sank dann matt in sich zusammen. Nur ein quälendes Sehnen blieb — nach dem Schönsten, dem Liebsten, was er gehabt hatte. Alles andere versank. Sie sollte noch einmal kommen, — seine Miezla!

Hatte er den Namen laut genannt? Stefan beugte sich näher. „Sie ist gesund. Sie — läßt Sie grüßen.“ Die fromme Lüge konnte er schon beantworten. Wenn Marie gewußt hätte, wie es hier stand, dann hätte sie es sicher getan.

„Ich — möcht' sie, — no a eenziges Mal möcht' ich sie seh'n!“ Die armen, fiebergroßen Augen stekten.

Stefan erschraf. Was sollte er tun? Kein Zweifel, das war der letzte sehnsüchtige Wunsch eines Sterbenden. Aber auf der anderen Seite stand Marias Gesundheit, — stand das Recht des werdenden, die beide durch die große Aufregung gefährdet wurden.

Paul Vogt fühlte sein Zögern. „Du — willst — ni . . .?“

Da schüttelte Stefan den Kopf. „Ich will schon. Ich tät's gern. Mir war halt nur bange wegen der Aufregung, — weil — sie ein Kindl erwartet.“

Hinter ihm seufzte Wanda links; es klang fast wie ein Aufschluchzen. Er achtete nicht darauf. Mit allen Sinnen war er bei dem Kranken.

Der kämpfte sekundenlang mit sich selbst. Miezla! so schön wär's, wenn sie — und tät' ihre kühlen, leichten Hände no a eenziges Mal auf seine heiße Stirn legen! Aber — — „An die Aufregung,“ fluchte er mühsam, „du meenst, die tät' ihr Schaden?“

(Schluß folgt.)

Die Dichterin Selma Lagerlöf.

Zu ihrem 70. Geburtstage (geb. am 20. November 1858).

Von Prof. Dr. C. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Der hohe Norden war von jeher der Mutterboden aller Märchengeister und Gespenster. („Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn“). Auch die dichterische Sprache sowie die gesamte Vorstellungswelt jener hyperboreischen Gegenden ist von der eigenartigen Magie jener Welt beeinflusst. Das fugestübteste Werk Shakespeares bezieht seine wunderlichsten, mythischen Reize aus dem hohen Norden („Dies bin ich, Hamlet der Däne!“). Es geistert etwas von dieser zwielichtartigen Schattenhaftigkeit durch alle nordische Literatur. Mit der prallen Sonne des Südens fehlt dem Skandinavier das kindlich Unmittelbare des Süd-Gebens und Gebehens. Wie ihn die physische Kälte zu stärkerem Abschluß gegen die Außenwelt nötigt, so fehlt auch seiner Aussprache, seinem Wesen, die naive Wohlgefallen, die freie Willkür wärmerer Zonen. Auch Selma Lagerlöf, die freilich unter allen Horizonten heimische, läßt diesen polaren Anhauch nicht vermissen, und vielleicht ist gerade diese unterkennbare Wesenheit ihres Schaffens nicht der letzte Grund ihrer ungewöhnlichen Wirkung. Nun ist die heute Siebzigjährige, noch dazu aus kälterlicher Stille schwedischer Schulumwelt hervorgegangen, sicher nicht ohne Einfluß auf ihr Schauen.

In Märbede in Wärmeland geboren, kam sie mit 22 Jahren nach Stockholm, um sich auf dem dortigen Lehrerinnenseminar für ihren pädagogischen Beruf vorzubereiten, den sie dann von 1885 an zehn Jahre lang in Vandskröna ausübte. Hier erging auch an sie der Ruf zu dichterischer Betätigung. Zu ihrer richtigen Einordnung ist ein kurzer Umblid über das skandinavische Geschehen jener Literatur erforderlich. Von Stålen und Norren über galikaische Römertagaditen war Henrik Ibsen zu den Welt-erfolgen seiner gesellschaftskritischen Dichtung vorgezogen. Die Form des französischen Theaters übernehmend, nur ohne den leichtlebigen Humor der Gallier, vielmehr psychologischen Gründen und Abgründen menschlicher Natur nachschürfend; so war er mit dem realistischen Konstruktivismus seiner Technik zum normgebenden Führer geworden, der überall, nicht zum wenigsten bei uns Deutschen, ausschlaggebend wirkte. Neben ihm, politisch weniger radikal, im Modernismus gleichgesinnt, stand Björnson, dessen „Faltisment“ den Scheinwerfer auf neueste Geschäftspraktiken richtete und dessen „Ueber die Kraft“ das

Thema der Arbeiterlöhne und des Sozialismus bühnenfähig machte. Als Eigentümer persönlichsten Schlags, subjektiv lyrisch, dabei mit allen Realismen und Ebnissen des Pariser Trottoirs ausgestattet, gefestigt sich ihnen August Strindberg und schreibt mit glühendem Herzblut sein „Infernö“. Immer diesseitiger, immer positivistischer, naturalistischer erscholl es auf dem literarischen Markte, als durch dieses wirre Boulevardgetöse plötzlich die hohe Glockenstimme erscholl: „Gösta Berling & saga“. Kindheits-erinnerungen, Sage, Geschichte verwoben sich zu dem wunderbaren behren Erstling der jungen schwedischen Lehrerin Selma Lagerlöf. Wie Gewitterfrische nach drückender Julischwere zogen diese geschilderten und gewappneten Niesen- und Gelbengestalten daher. Nicht mit verlogener Geschichtspose, sondern bei aller Vorzeitlichkeit herzhafte wahr und erlebt. Da war wieder Gesundheit und altnordische Kraft; da war wieder „das große erhabene Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen erschlägt“, und allgemeines, beifälliges Verwundern ging durch die europäische Literaturwelt ob so vieler Gesundheit.

Das Buch eroberte schnell die Lesewelt und erlebte, 1891 erschienen, eine Auflage nach der anderen. Der Münchener Verlag Albert Langen, der Zeichen der Zeit kundig, sicherte sich für Deutschland die ganze Produktion der Lagerlöf. Auch das drei Jahre später erschienene Novellenbuch „Unsichtbare Bande“ wurde dankbar aufgenommen und erlebte viele Auflagen. Im Jahre 1895 begab sich Selma Lagerlöf in Begleitung der schwedischen Romanschriftstellerin Sophie Elkan auf eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Belgien, und auch später ist der Wanderstab in ihrer Hand geblieben, der ihre nordische Sonnen-sehnsucht bis nach Ägypten und Palästina führte. Zu stimmungsvollem Novellenfranze gestalteten sich sizilianische Eindrücke im „Wunder des Antichrist“. Einen starken Romanerfolg bedeutete wieder „Jerusalem“, in dem das nordische Bauernleben mit seinem mannigfachen Sektierertum klugvoll geschildert wird. Weiter folgten „Königinnen von Runghälla“ (1899), „Die Herrenhofage“ (1899), „Christus-legenden“ (1904) und „Dern Arnes Schatz“ (1905). Im Jahre 1909 aber wurde das Werk der Dichterin durch Erteilung des literarischen Nobelpreises gekrönt. Der edlen Patriarchin des schwedischen Barnak sei weitere frohe Weisheitsfahrt gewünscht.

Frauenklub im Kampf gegen das Spiel.

Man hat in unserem Zeitalter allerlei merkwürdige Institutionen erlebt, vom Klub der Schwiegermütter bis zur Interessengemeinschaft der Waschfrauen, aber das ist bisher doch nicht dagewesen, und die Eigenart dieser neuartigen Einrichtung ist keine Lächerlichkeit, sondern eine ernste Angelegenheit, man heißt sie: Organisation der Spielerfrauen. Es könnte nun ein böshafter Mensch auf die Idee kommen, daß es sich um die Klagefrauen handelt, die auf Bösen durch gelles Krächzen ihr Leben fristen, daß diese Ruinen und Wracks des Daseins sich zusammenkatzen, um neue Möglichkeiten zu ersinnen, mehr Geld durch ihre Hofbettelei zu verdienen — aber das ist ein falscher Gedankengang. Es sind tatsächlich die Gattinnen der Spieler, der passionierten Glückritter, die immer wieder dem Verhängnis dieser unseligen Leidenschaft verfallen und das Beste ihres Besitzes einem ungewissen Zufall opfern, der ihnen doch einmal, möglicherweise, den ersetzten Gewinn bringen könnte. Und weil es in Budapest viele Tausende dieser haltlosen Existenzen gibt, die dem Dämon des Spieles verfallen sind, deren Hände zucken nach dem geringsten Geldschein, um ihn auf den grünen Tisch werfen zu können und mit zerkrampten Händen das Rollen der Kugel zu verfolgen, darum taten sich die Frauen zusammen, um einen Schutzberein zu bilden gegen ihrer Männer Spielsucht.

Die Mitglieder dieses Bundes sind entschlossen, all ihre Energien der Aufgabe zu widmen, ein Spielverbot zu erzielen, um so dem unseligen Verhängnis zu steuern, das Familien zerstört und einen der schwersten Schäden für das Volkswohl bildet. Eine Eingabe an den Minister des Innern ist schon eingereicht und die Angehörigen des Vereins erhoffen, daß sie durch diesen Schritt das Treiben der Spielklubs unterbinden können. Eigentliche Urheberin dieser eigenartigen Idee einer Frauenallianz zum Kampf gegen das Spiel war eine Spielerwitwe, deren Mann sich in der Domau ertränkt hatte unter Hinterlassung großer Schulden und Fälschungen.

Dieser Armen Los war es, auf den Gatten bis in die frühen Morgenstunden in den Vorhallen der Spielhöhlen zu warten, bei welcher Gelegenheit sie vielen Leidensgenossinnen begegnete, die gleich ihr zitierend Stunde auf Stunde verharren, um endlich ihre gebrochenen Gatten zu sehen und von den Verlusten der Nacht zu hören. So erwuchs in den Schicksalsgeprüften die Idee, sich zusammenzutun, um abzuwehren und zu ringen gegen diese teuflische Leidenschaft: Spiel.

Ein seltener Gast.

Seltamen, ungebeten Besuch mußten Bauersteute in einem kleinen Städtchen in Süddeutschland empfangen. Die Ruh des Landwirts war des Wohnens im wenig komfortablen Stall müde geworden und sehnte sich nach einer herrschaftlichen Wohnung. Eines schönen Tages, als die Herrschaft auf der Feldarbeit war, riß sie sich los und verließ ihr unfreiwilliges Domizil, um sich endlich nach einer ansehnlichen Wohnung umzusehen. Sie lief durchs Haustor, und da ihr niemand in den Weg trat, fühlte sie ihren Mut anwachsen. Sie brauchte gar nicht anzuklingeln, sprengte die offene Eingangstür, jagte durch den langen Korridor, nicht ohne zuerst ihre „Visitenkarte“ abgegeben zu haben. Im Schlafzimmer beschrieb sie auf dem blendend weißen, schönen Bettzeug eine minder schöne Wellenlinie. Dann schaute sie einen Augenblick, als sie plötzlich in einer Ecke eine andere Ruh erblickt hatte. Da diese ihr alles nachschaffen wollte, wurde sie müde, rannte mit den Hörnern gegen das Glas, das krachend in Scherben sprang.

Nach diesem aufreibenden Kampfe ging sie ans Fenster, holte sich frische Luft und brüllte in sehr guter Stimmung einige Grüße an das umliegende Volk hinaus. Das tat seine Wirkung. Wilde Männer kamen, banden sie fest und schlepten die arme Ruh in ihre alte, unbequeme Behausung zurück. Das Abenteuer war für sie erledigt, der Landwirt und seine Frau aber dürften wohl noch längere Zeit an ihren zerbrochenen Spiegel und ihre schmutzige Bettwäsche denken.

Testamentarischer Humor.

Ein Rechtsanwalt hatte es durch die Prozeßsucht der Leute zu einem großen Vermögen gebracht. Er war unbeweibt geblieben, und als er gestorben war, fand es sich, daß er all sein Geld und Gut einem Irrenhaus vermacht hatte. „Von Narren habe ich mein Geld erhalten. So sollen es denn auch Narren wieder zurückbekommen,“ stand in seinem Testament.

Ein reicher New Yorker Wädrmeister, der ein großer Kinderfreund war, hat in seinem Testament 26 000 Dollar ausgeworfen mit der Bestimmung, daß von den Binsen jedes Jahr an seinem Geburtstag neunhundert Kinder seines Stadtteils festlich mit Schlagjähne zu bewirten seien. Er hat daran die folgenden Bedingungen geknüpft:

1. Eine Musikbande soll zu Beginn der Bewirtung den Dankesdoodle spielen.
2. Das älteste Kind muß auf den Stifter eine lustige Rede halten.
3. Zuletzt haben alle Kinder das von dem Stifter dafür eigens gedichtete Lied vom fideleu Kuchenbäcker zu singen.

Das Testament eines Lehrers in Hörde begann mit den vieltragenden Worten: „Dies ist mein letzter Wille, und zugleich der erste, den meine Frau Anna Margarethe, geborene Büttchwa-ger, mir gelassen hat.“

Herr Bohnstein verhandelt mit dem Notar wegen seines Testaments. „Ich möchte im Testament auch noch festlegen, daß bei meinem Begräbnis eine Musikkapelle drei Lieder spielt,“ sagte Bohnstein.

„Gut, was wollen Sie hören?“ fragte der Notar.

In dem Testament eines Rentners fand sich der Satz: „Von der modernen Leichenverbrennung halte ich nichts. Ich möchte so begraben werden, wie ich's von Jugend auf gewohnt bin!“

Triumph der Technik.

Ein Streichhölzchen liegt vor uns. Bequem im Sessel zurückgelehnt, zünden wir uns eine Zigarette damit an und werfen es dann achlos in den Aschenbecher, ein kleines, verbrauchtes Streichhölzchen. Welch eine interessante, an Abenteuer reiche Geschichte aber könnte dieses Streichhölzchen uns erzählen, welch ein Wunder liegt da in unserer Hand, und wie sehr könnte es uns zum Nachdenken und Vergleichen anregen, dieses Streichhölzchen, das wir brauchen, um eine Zigarette anzuzünden, dieses kleine, winzige Hölzchen, verschwendend im Aschenbecher.

Vom Streichholz zurück zum Baum, o Wunder der Technik, liegt heute nur eine Stunde Arbeit, vom Baum zum Streichholz ein Stündchen, sechzig Minuten. Da steht noch der Urwaldries aufgerichtet, ein Symbol freier Kraft und sinnvollen Wachstums, und dann kommen Fäller mit einer neuartigen Maschine, die vor kurzem ein Amerikaner, Samuel Rahe, erfunden, einer Maschine, die imstande ist, aus einem Baumstamm innerhalb einer Stunde die entsprechende Anzahl von Streichhölzern, gleich in Schachteln verpackt, herzustellen. Welch eine Verwandlung! Welch ein Triumph der Technik! Oder liegt hier eine Tragik im Kampf des Zweckvollen gegen das Schöne und Naturhafte? Jedenfalls ist diese neue Maschine des Amerikaners Rahe ein unerhörtes Kraftargument der Technik, das uns niederzwingt mit allen Einwänden. Vor einer Stunde noch könnte, wenn wir ein Streichholz nehmen, um uns eine Zigarette, anzuzünden, vor sechzig Minuten noch könnte dieses Streichhölzchen im Walde einem Baum gehört haben...

Die Maschine schneidet das Holz in viereckige Hölzchen, die auf zweiten Seiten eine Restameinschrift haben, packt sie in Schachteln mit gedruckter Aufschrift und legt sie in große Kisten, die dann zur Verpackung fertig sind. Das alles in einer Stunde. Die neue Maschine soll in einer Schicht 24 Millionen Streichhölzer herstellen. Eine andere Maschine, die jetzt in amerikanischen Streichholzfabriken verwendet wird, stellt an einem Tage eine Million Schachteln her, von denen jede 20 Streichhölzer enthält.

Spiritistische Sitzung in den Katakomben.

Welcher Nombesucher könnte diesen magnetischen Mächten widerstehen, die ihn nach kurzem Aufenthalt schon unweigerlich in die Katakomben ziehen? Hier geistert eine biblische Welt und die Schatten Gefreuzigter, von wilden Tieren zerrißener schweben lautlos durch die ewig schweigenden Gänge. Labyrinth von Gedankten und Vorstellungen, in dem wir uns hier befinden. Labyrinth von ehrfürchtigen Schauern und Seufzern, Labyrinth auch zum Verirren, zum Verkommen in lichtlosen Mauern. Doch immer wieder lockt es in die toten Welten hinab, wo nur unsere Uhr wie das letzte Zeugnis der Oberwelt uns bleibt, und wo unser Herz schwer wird von den Bildern geheimer Christenzusammenkünfte, von gerechten Armen und geschwungenen Kreuzen, von dumpfen Gebeten und Mägeliedern. Alles Traum, alles Phantasie, und unsere Uhr tickt dazu und beruhigt uns. Diese geheimnisvolle Welt ist natürlich ein Paradies für Spiritisten. So fand kürzlich in der Katakomba von St. Agnes, im Herzen der Totenstadt, in der zwischen 6 bis 7 Millionen Christen im Verlauf der ersten vier Jahrhunderte nach Christi Geburt begraben wurden, eine okkultistische Geisterbeschwörung statt. Ein Medium erklärte im Trancezustand, mit den Seelen seit 1600 Jahren toter Heiliger in Verbindung getreten zu sein. Das Medium beschrieb in elf Szenen die Vorgänge in der St. Agnes-Kapelle aus dem Jahre 13 nach Christi Geburt. In einer Szene berichtet sie Näheres von einem Mädchen, das im Kolosseum eingekerkert war und von römischen Soldaten mißhandelt wurde. So deutlich beschrieb das Medium die einzelnen Vorgänge, daß es allen Zuhörern war, als erlebten sie eben das Schicksal jener Christen, als brannten die Katakomben der Gläubigen über ihren Häuptern.

Gedenktage.

20. November.

Die siebzigjährige Selma Lagerlöf. Gedenkt man am 20. November als an ihrem 70. Geburtstag der allverehrten Selma Lagerlöf, so braucht man zu ihrem Ruhm, zur Anerkennung und Verbreitung ihrer Schriften kaum noch etwas zu sagen. Ihre Dichtungen sind auch in Deutschland bekannt, und um ihre Person so wenig wie um ihr Schaffen hat je ein Kampf der Meinungen getobt. Die nordische Erzählerin, zu Marbada in Westmanland 1858 geboren, zehn Jahre lang Lehrerin in Landskrona, eroberte sich

gleich mit ihren ersten Werken alle Leser. Wer hat nie magt gelesen, die Legenden und Erzählungen, den „Gösta Berling“ und die „Herrenhofstage“, die „Christuslegenden“ und die „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“, dieses wahrhaft dichterische Heimatbuch, um das alle Völker die Schweden beneiden müssen! Erzählen, das ist ihre große Kunst, und da wir ja alle von unsern Großmüttern her wissen, daß Alter die Gabe solchen Erzählens eher fördert als mindert, so empfangen wir noch immer neue Bücher von der verehrten Frau. Ihre Güte und Herzensstärke macht uns stets zu willigen Hörern und Lesern. Spürt sie aber einmal gar zu lang ihr Garn und drängen wir ungeduldig: „Weiter, weiter!“, dann mahnt sie freundlich: „Geduld! Ich habe Zeit, also sei du artig und habe sie für mich auch!“ Zeit haben — das sollten wir von ihr lernen. Dann würden die Schätze ihrer Kunst noch ganz anders zu uns sprechen, Schätze, die jetzt in einer schönen Jubiläumsausgabe von 12 Bänden vorliegen.

Aus aller Welt.

Chicagos gefälschte Kriminalistik. Chicago weist unter allen amerikanischen Städten die größte Zahl von Verbrechen auf, aber die Zustände sind tatsächlich noch viel schlimmer, als man bisher angenommen. Die Kommission, die eingesetzt war, um die Gründe für diese Rekordzahlen zu untersuchen, hat die Feststellung gemacht, daß in den letzten zwei Jahren von der Polizei 60 000 Anzeigen von Verbrechen unterdrückt und in der Statistik verschwiegen worden sind. Auch sonst wurden die Statistiken in jeder Weise frisiert, um sie in günstigerem Licht erscheinen zu lassen. So hat die Kommission festgestellt, daß Bombenattentate in den Polizeiberichten als „gefährlicher Insult“ erscheinen, daß Angriffe auf Frauen als „Unfälle“ registriert wurden und daß man Taschendiebstähle überhaupt nicht aufnahm. Nach den Berichten der Polizei, sagte der Vorsitzende der Kommission, Oberst Chamberlin, gab es 1927 keinen einzigen Fall von „Geldschrankensnackerei“, von Handtaschenraub und Taschendiebstahl, keinen einzigen Fall von Schießschießung und von Ueberfällen. Wer die Wahrheit kennt, die hinter diesen veröffentlichten Polizeiberichten steckt, der wird darüber nur lachen können, wenn er ein bißchen Humor besitzt. Nach dem Bericht übersteigt die Zahl der Verbrechen in Chicago alles, was man bisher für möglich gehalten hat.

Berlins Fleischkonsum. In Berlin werden täglich von der Reichsbahn 5077 Schweine zugeführt, um den Großhadtmaagen satt zu machen! Dazu kommen noch 541 Rinder, 702 Kälber, 1390 Hammel, 82 Tonnen Inland- und 159 Tonnen Auslandsfleisch.

Der Roman eines verschwundenen Liebhabers. Im Jahre 1906 verschwand ein junger frohlicher Grundbesitzer Krainer plötzlich aus seinem Heimatdorf, ohne irgendwelche Nachricht zu hinterlassen. Es war aber bekannt, daß er eine gefeierte Wiener Schönheit hoffnungslos geliebt hatte. Daher wurde hierin allgemein der Grund für sein Verschwinden gesucht. Man nahm an, daß Krainer ins Ausland gegangen sei, um seine Liebe zu vergessen, und dachte bald nicht mehr an ihn. Um sein Haus, das er allein bewohnt hatte, kümmerte sich niemand. Im Laufe der Zeit entstanden große Löcher im Dache, der Verputz fiel von den Wänden und schließlich drohte das Haus ganz einzustürzen. Kürzlich beschloß nun ein entfernter Verwandter des Verschollenen, sich des Gebäudes anzunehmen. Er begab sich zu dem verlassenen Hause, das er instandzusetzen und zu bewohnen gedachte. Wie groß war sein Erschrecken, als sich herausstellte, daß das Haus keineswegs unbewohnt war. Es beherbergte niemand anders als den vor so vielen Jahren verschwundenen Besitzer selbst. Krainer war nicht ins Ausland gegangen, sondern hatte sich die ganzen Jahre in seinem Hause verborgen gehalten. Ein alter, verschwiegener Anecht brachte ihm die nötige Nahrung. Das Aussehen des so lange von der Außenwelt Abgeschlossenen war sonderbar genau, denn Haar und Bart hatte im Laufe von mehr als zwei Jahrzehnten kein Schermesser berührt. Von dem, was inzwischen in der Welt vorgegangen war, wußte der freiwillige Häftling nicht das geringste. Sein Vertrauter muß nicht sehr gesprächig gewesen sein, oder Krainer hatte nichts von dem, was in der Welt vorging, hören wollen.

Die Pest in China. Die Pestepidemie in der chinesischen Provinz Schansi breitet sich immer weiter aus. In den letzten Tagen sind 3400 Menschen von der furchtbaren Krankheit dahingerafft worden. In den Städten wurden sämtliche Lokale, Theater und Kinos geschlossen. Besondere Abteilungen besorgen die Verbrennung der Toten; die Erdbestattung ist verboten worden.

Das Reisegepäck des Maharadscha. Der Maharadscha von Patiala, der gegenwärtig bekanntlich eine große Europareise unternimmt, gab der spanischen Zollbehörde den Wert der Kisten, die er mit sich führt, auf 56 Millionen Peseten, das sind 42 Millionen Mark, an.

Fröhliche Ecke.

Giltig. „Warum hast du deine Freundin nicht herausgegeben, statt dich zwei volle Stunden mit ihr vor der Haustür zu unterhalten?“ Inzwischen war dem Mann die Suppe angebrannt. — „Ich wollte es ja. Aber sie hat gleich zu Beginn gesagt, daß sie es sehr eilig habe.“

Anfänger. Wulle spielt Billard. Stößt ein Loch in das grüne Tuch. „Herr!“ ruft der Wirt heran. „Für Anfänger habe ich das Billard nicht!“ Wüßt sich Wulle auf: „Was heißt Anfänger! Das ist schon das fünfte Loch, was ich gestochen habe.“